= **Die Klage eines Hotelwirts** gegen die Erben eines im Hotel am Herzſchlag verſtorbenen Gaſtes auf Erſatz des infolge Desinfektion, Neutapezierung und Reinigung, ſowie zehntägigen Nichtgebrauchs des Sterbezimmers entſtandenen Schadens wurde abgewieſen. Die Berufung hatte keinen Erfolg. Aus den Gründen des Kammergerichts teilt „Seufferts Archiv“ im 11. Heft mit: „Die Desinfektion und Neutapezierung des Zimmers oder die Reinigung des Teppichs uſw. war keine von ſanitärem Standpunkt gebotene Maßregel. Gemeinhin werden ſolche Maßregeln nur dann angewendet, wenn der Verſtorbene mit einer anſteckenden Krankheit behaftet geweſen war, oder wenn er wenigſtens ein längeres Krankenlager durchzumachen gehabt hatte. Der Kläger kann deshalb die Unkoſten, die ſeine Maßregeln verurſacht haben, nicht den Beklagten aufbürden. Daß abe rdas Hotelzimmer, in dem ein Gaſt verſtarb, nicht alsbald nach Fortſchaffung der Leiche weitervermietet wird, kann recht wohl als ein angemeſſener und allgemein befolgter Brauch angeſehen werden. Indeſſen iſt ſchon zu bezweifeln, daß das Sterbezimmer für zehn Tage als unvermietbar gelten muß und die Weitervermietung regelmäßig für ſo lange Zeit unterbleibt. Allein, ob das eine oder das andere zutrifft, kann überhaupt dahingeſtellt bleiben, weil es hier in jedem Verpflichtungsgrunde für die Erben des Verſtorbenen fehlt. Zunächſt hat er keinen vertragswidrigen Gebrauch vom Zimmer gemacht. Das er darin ſtarb, war die Folge eines ſeiner Willensmacht entrückten Vorganges, der ihn daher auch nicht haftbar machen kann, ebenſo wie der Mieter etwas einzuſtehen hätte, falls ein dritter, um den Mieter zu töten, die Mietwohnung durch das dazu angewandte Mittel beſchädigt hätte. Demgemäß muß der Hotelwirt die Gefahr, die für ihn damit verbunden iſt, daß ein Gaſt während des Aufenthalts im Hotelzimmer — alſo während eines an ſich ſtatthaften Gebrauchs der Mietsſache — vom Tode ereilt wird, ſelbſt tragen. Nach Lage der Sache kann daher auch die Auffaſſung nicht Platz greifen, als habe der Verſtorbene einen übermäßigen Gebrauch der Mietsſachen gemacht. Ebenſowenig läßt ſich die Haftpflicht der Beklagten aus einer Eigenart des zwiſchen Hotelwirt und Gaſt beſtehenden Mietsvertrage herleiten. Insbeſondere wohnt dieſem Vertrage nicht die ſtillſchweigende Klauſel inne, daß der Gaſt für allen Schaden aufkommen will, falls er im Hotel verſterben ſollte.“

= **Eine Skandalaffaire in Darmſtadt.** Der Sohn des großen Egyptologen Lepſius, der Inſpektor der mineralogiſch-geologiſchen Abteilung des heſſiſchen Landesmuſeums und Direktor der heſſiſchen geologiſchen Landesanſtalt, Geh. Oberbergrat Profeſſor Dr. Richard Lepſius zu Darmſtadt, hat ſich darüber zu verantworten, „daß er durch ſein dienſtliches Verhalten in den Jahren 1898 bis 1903 die Pflichten, die ihm ſein Amt auferlegt, verletzt und durch ſein Verhalten ſich der Achtung und des Vertrauens unwürdig gezeigt hat“. Die Anklage ſtützt ſich darauf, daß Profeſſor Dr. Lepſius während der Jahre 1898 bis 1903 in Ausübung ſeiner amtlichen Tätigkeit und namentlich in Berichten an ſeine vorgeſetzten Behörden über dienſtliche Wahrnehmungen und Vorgänge fortgeſetzt teils wider beſſeres Wiſſen, teils unter gröblicher Außerachtlaſſung pflichtmäßiger Sorgfalt, unwahre Tatſachen behauptet hat. Lepſius hatte eine „reichhaltige Pfahlbauſammlung von gut erhaltenen Werkzeugen“ des Kommerzienrats Stützel in München als Geſchenk dem Großherzoglichen Muſeum empfohlen, obwohl er wiſſen mußte, daß das Geſchenk gefälſcht war. Der Stifter erhielt einen hohen Orden. Der Prozeß wirft ein ſchlimmes Licht auf Zuſtände in Gelehrtenkreiſen.

Eine Familientragödie hat ſich am Donnerstag Abend zu Kapſtadt in dem vornehmen „Mount Nelſon Hotel“ abgeſpielt. Ein bekannter Millionär namens Piet Marais dinierte allein an einem Tiſche im Speiſeſaale des Hotels. Von einem anderen Tiſche, an dem drei Damen ſaßen erhob ſich plötzlich ein Mädchen, lief auf Herrn Marais zu, wechſelte einige erregte Worte mit ihm und goß ihm dann aus einer kleinen Flaſche Vitriol in das Geſicht. Herr Marrais ſtöhnte furchtbar, erſchreckte Hotelgäſte liefen herbei, und es zeigte ſich, daß Herr Marais ſchwer im Geſicht verbrannt war. Die Tat war von der jungen Stieftochter des Sohnes des Herrn Marais verübt worden. Der junge Marais hatte nach der „Frankf. Ztg.“ vor ſieben Jahren ſehr gegen den Willen ſeines Vaters eine Witwe mit einer kleinen Tochter geheiratet. Wegen dieſer Heirat hatte der Vater dem Sohne alle Unterſtützung entzogen und ihm wieder zu einer Scheidung geraten. Nicht nur die Gattin des jungen Marais, ſondern auch ihre jetzt 15jährige Tochter war über das Verhalten des Schwiegervaters ſehr aufgebracht. Ein erregter Brief, den Herr Piet Marais noch vor drei Tagen geſchrieben hatte ſcheint die Kriſis herbeigeführt zu haben. Frau Marrais wußte, daß ihr Schwiegervater im „Mount Nelſon Hotel“ dinierte. Sie ließ ſich zuſammen mit ihrer Tochter dort von einer Dame zum Diner einladen. Dieſe Dame bemerkte, daß Fräulein Alicen Marais eine kleine Flaſche bei ſich hatte, dieſe ſagte aber, es ſei Riechſalz für ihre Mutter darin. Während des Diners waren beide Damen merkwürdig erregt. Plötzlich ſprang Fräulein Alicen Marais auf und beging die geſchilderte Tat. Frau und Fräulein Marais wurden ſofort verhaftet und nicht einmal gegen Kaution freigelaſſen, obwohl ſie in der beſſeren Geſellſchaft in Kapſtadt wohl bekannt ſind. Herr Piet Marais iſt auf beiden Augen erblindet und wird vielleicht ſeinen Verletzungen erliegen.

Der hiſtoriſche Don Carlos. Der „Frankf. Ztg.“ wird geſchrieben: Neue intereſſante Aufſchlüſſe über den Sohn Philipps II. von Spanien enthält ein vor kurzem veröffentlichtes Buch über Saint-Sulpice, den franzöſiſchen Geſandten am ſpaniſchen Hofe von 1562 bis 1565. Das Buch giebt unter anderem eine Anzahl unveröffentlichter Briefe des franzöſiſchen Diplomaten wieder, die von neuem beſtätigen, daß Don Carlos geiſtesgeſtört war. Noch im Jahre 1562 hat Philipp II. die Abſicht gehabt, ſeinen damals 18 Jahre alten Sohn mit Maria Stuart zu verheiraten, und er hatte ſich zu dieſem Zweck mit dem Kardinal von Lothringen, dem Onkel von Maria Stuart, in Verbindung geſetzt. Dieſer hoffte, ſeinen politiſchen Einfluß wiederzugewinnen, indem er gleichzeitig ein anderes Heiratsprojekt mit dem Herzog von Anjou vorſchlug. Allein der franzöſiſche Hof teilte ſeinem Geſandten mit, daß er weder das eine, noch das andere Heiratsprojekt billige. In den Briefen, die der franzöſiſche Geſandte an die Königin-Mutter von Frankreich Katharina von Medici, gerichtet hat, heißt es: „Der Prinz handelt in allem gegen den Willen ſeines Vaters und findet nichts gut, was dieſer tut. Man hat ihm eine ſchöne Frau aus dem Hofſtaat des Königs zugeführt, um zu ſehen, ob er für die Ehe geeignet wäre. Er hat von ihr aber gar keine Notiz genommen, ſie nicht einmal angeſehen.“ Einige Monate ſpäter heißt es in einem anderen Briefe: „Der Kronprinz iſt ſo unmäßig im Eſſen, daß man glaubt, er werde noch vor ſeinem Vater ſterben, und ſehr oft iſt er ſo verrückt und ſo wütend daß es keinen giebt, der die Frau nicht bedauerte, die er einſt heiraten wird.“ Das war die Meinung, die drei Jahre vor dem Tode des Don Charlos Saint-Sulpice von ihm hatte, der zu den Vertrauten der ſpaniſchen Königin gehörte und daher recht wohl im Stande war, ſelbſt alles, was am ſpaniſchen Hofe vorging zu beobachten.

Rattenplage in Frankreich.

Die franzöſiſche Kammer bewilligte am 10. März 350 000 Franken für die Totung der Landratten. Wie man der letzten wiſſenſchaftlichen Rundſchau von Henri de Parville im Journal des Debats entnimmt hat das Inſtitut Paſteur (wahrſcheinlich in Anlehnung an Löffler) ein ausgezeichnetes Vertilgungsmittel gegen Ratten, Mäuſe, und ähnliches Ungeziefer, das Aecker und Wieſen verwüſtet, erfunden. Die erſten Verſuche damit wurden in den Charentes gemacht, weil jener Landesteil am empfindlichſten von der Plage jener Nagetiere heimgeſucht war. Die damit betraute Miſſion nahm Hunderte von Litern der Reinkultur des mörderiſchen Bazillus mit. An Ort und Stelle wurden dann mit Brotwürfelchen und Haferkörnern die man in die Brühe tauchte, Köder bereitet den ein Trupp Leute über Acker- und Wieſenland ausſtreute wobei die von den Nagetieren bewohnten Locher und Erdhügel beſondere Beachtung fanden. So verfuhr man auf einer Fläche von zwölfhundert Hektar der Gemeinden Aigre, Oradour und Mons. Dazu wurden zwölfhundert Flaſchen Bazillenkultur, 4200 Kilogramm Brot und 9500 Kilogramm Hafer verwendet. Die Leute pflegten von 1 Uhr nachmittags bis 5 Uhr abends zu arbeiten und erhielten dafür zwölfhundert halbe Tagelöhne ausgezahlt. Der Erfolg war ein höchſt befriedigender. Dr. Roux, Unterdirektor des Inſtitut Paſteur, konnte in ſeinem Berichte dartun, daß 95 Prozent der verheerenden Nagetiere vergiftet worden ſind. Man hat den Boden mit Pflügen aufgewühlt, und überall traf man Leichen von Feldmäuſen, manchmal 15 bis 20 in einem einzigen Loch.

Sonderbare Farmen.

Mehrere franzöſiſche Händler haben ſich nach Amerika begeben, um Tiere für eine Alligatorfarm zu kaufen, die im Süden Frankreichs begründet werden ſoll. Alligatorhaut wird in ganz Frankreich ſo hoch geſchätzt daß die Tierhändler glauben, es wird ſich gut bezahlt machen, die Alligatoren auf einer Farm aufzuziehen, die die erſte ihrer Art in der Welt iſt. Vor kurzem erhielt Präſident Loubet einen Jagdanzug aus Alligatorhaut geſchenkt, was in der franzöſiſchen Preſſe ausführlich beſprochen wurde. Die Haut wird jedes Jahr ſeltener, die Nachfrage nach Stiefeln Schuhen, Beuteln, Schreibunterlagen, Brieftaſchen und Toiletteartikeln aus Alligatorhaut wird dagegen immer größer. — Sonderbare Tierfarmen entſtehen neuerdings an vielen Orten der Vereinigten Staaten. So giebt es in Illinois eine Schlangenfarm, auf der die Schlangen der mediziniſchen Zwecke wegen gezogen werden. Die Farm beſteht aus 73 Acres jungfräulicher Prärie. Achtzig Erdwälle ſind ſo eingerichtet daß die Schlangen ſie als Neſter gebrauchen, und jeder Wall hat ein Dutzend Neſter. Die Schlangen werden hauptſächlich für eine patentierte Arzenei gebraucht. Die Firma, die ſie herſtellt, kaufte allein im vorigen Jahre 800 Schlangen zu je 10 Mark. Nach dem Kontrakt dürfen die Schlangen nicht unter vier Fuß lang ſein. Die jungen Schlangen werden ſorgfältig wie die Lämmer behandelt. Einige Mutterſchlagen ſind nachläſſig und ziehen ihre Jungen nicht ordentlich auf. Die kleinen Schlangen werden dicht an das Haus auf der Farm genommen und mit Inſekten gefüttert. Mehrere ſehr große Schlangen werden von dem Leiter der Farm als Haustiere gebraucht; aber natürlich werden ihnen vorher die Giftzähne ausgenommen. Das Haus war immer voller Mäuſe und die Schlangen ſind beſſere Mäuſejäger als die Katzen. Der Leiter der Farm hat bei ſeiner Arbeit einen Gehilfen. Die einzige Vorſichtsmaßregel gegen die Reptilien iſt das Tragen dicker Stiefel. Der Leiter beklagt ſich nur, daß ſeine Nachbarn ihn nie beſuchen. Im vorigen Jahre verkaufte die Farm im ganzen 1512 Schlangen. — In den Vereinigten Staaten giebt es etwa 10 Skunksfarmen. Die Tiere werden ihres Oels und ihres Fells wegen aufgezogen. Die Stinktiere nähren ſich von allem, ſo lange es gut iſt, aber ſie lieben am meiſten Heuſchrecken. Wenn das Stinktier getötet und das Fell abgezogen iſt, wird es ſeines Oeles wegen langſam über einem Feuer gebraten. Für eine Gallone (4½ Liter) Oel werden 25 Mark gezahlt; das ſchwarzweiße Fell bringt etwa 6 Mark. Ein Stinktier giebt 1 bis 3 Pinten Oel (1 Pinte = 0,57 Liter), in der Regel 2 Pinten. Im vorigen Jahre gewährte ein Richter in den Weſtſtaaten die von einer Frau nachgeſuchte Scheidung, weil ihr Mann Skunksfarmer war.

Vom Büchertiſch.

Ravenſtein-Peip's neue Eiſenbahnkarte von Deutſchland mit Nachbargebieten iſt ſoeben in Ludwig Ravenſtein's Verlag, Frankfurt a. M. erſchienen und zeigt das, was jeden Reiſenden beſonders intereſſiert und das oft langwierige Studium des Kursbuches erleichtert, auf einen Blick: Die raſcheſte, bequemſte und kürzeſte Route ſelbſt nach der kleinſten Bahnſtation. Rot ſind Linien mit Expreß- und Luxuszügen, grün ſolche mit „D“ und beſten Schnellzugsverbindungen zwiſchen Hauptplätzen, blau gewöhnliche Schnellzüge, gelb Linien ohne Eilzüge. Alle Bahnlinien haben aber noch in ſchwarzer Signatur deutliche Unterſcheidung von Hauptbahnen, vollſpurigen Nebenbahnen, Schmalſpurbahnen und Kleinbahnen. Jede Station iſt auf der Karte verzeichnet und durch ein beigegebenes Verzeichnis von 15 000 Namen iſt jeder Ort mittelſt einer Quadratnetzeinteilung leicht aufzufinden. Außerdem bringt die Karte noch Reichs-, Landes- und Provinzgrenzen violett; Straßen 1. Klaſſe, Wohnplätze vom Weiler bis zur Großſtadt in Signatur und Schriftgröße nach Bewohnerzahl unterſchieden in Schwarz, Dampferlinien, Flüſſe und Kanäle ganz mattblau. In hübſcher Ausſtattung mit Verzeichnis koſtet die Karte, welche 78 : 97 cm groß iſt, nur 2 Mark, auf Leinwand in Taſchenformat 3 Mark, als Wandkarte mit Stäben 5 Mark.

Gaben für die dringend notwendige Errichtung einer
Notkirche in Wambelerholz
werden entgegengenommen von der
Expedition der Weſtf. Volkszeitung.
Bochum.

Verantwortlicher Redakteur F. L. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.

Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.

Nr. 63. 17. März 1904

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

„Bei mir kam das Herbe und Bittere zuerſt, aber dann kam das Glück, und welches Glück!“ ſagte Martha mit ſtrahlenden Augen. „Ich befürchte nur daß eine Zeit kommt, wo auch ihr Herz erwacht, und es dann zu ſpät iſt.“

„Mir ſcheint, Herr v. Feldheim giebt ſich Mühe, ihr Herz zu wecken; gelingt es ihm, dann können wir ohne Sorgen ſein,“ entgegnete Kätchen, „denn er iſt ganz der Mann, um ein junges Mädchen zu feſſeln.

Der Gegenſtand dieſer Unterhaltung, Helene, kniete im Nachtgewande vor dem Madonnenbilde und barg das Geſicht in ihre Hände. Sie hatte gekämpft in ihrem Herzen — die ſtürmiſche Umarmung vorhin im Kahne hatte ſie erſchreckt, verwirrt und doch beglückt. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, daß der ſchöne junge Herr ihr nicht ganz gleichgültig ſei. Und doch ging bis vor kurzem ihre einzige Sehnſucht nach den Pforten des Kloſters, die ihr ein Reich des Friedens und der Glückſeligkeit erſchließen ſollten. Wollte ſie dieſe Gedanken, dieſe Wünſche aufgeben? Verlangte das ungeſtüm pochende Herz nach einer anderen Liebe, als der göttlichen? — Da war es ihr plötzlich, als hörte ſie von ferne Kloſterglocken läuten, eine unendliche Wehmut zog durch ihr Herz und die ſtürmiſchen, unklaren Gefühle ihres Herzens löſten ſich in ſanfte Tränen auf.

„O du Himmelskönigin“, betete ſie, die Blicke zum Gnadenbilde erhoben, „die du den Schmerz und die Kämpfe, das Wünſchen und Sehnen des Menſchenherzens kennſt, ſteh' mir gnädig bei. Hilf mir kämpfen, die irdiſche Liebe zu beſiegen, damit ich mit freudigem Herzen halte, was ich gelobt, auf daß der liebe Gott mein Gebet erhöre, und die Eltern wieder vereinige.“

Am folgenden Morgen ging Ernſt zu Dorndorfs, um von Helene das entſcheidende Wort zu hören, aber er traf ſie nicht. Helene könne wegen heftiger Kopfſchmerzen das Zimmer nicht verlaſſen, wurde ihm geſagt. Mit ſeiner brennenden Ungeduld war es ihm unmöglich, mit den anweſenden Damen eine gleichgültige Unterhaltung zu führen und er empfahl ſich daher baldigſt. Plan- und ruhelos irrte er den ganzen Tag umher. Gegen Abend ging er nochmals hin. Die Damen, auch Fräulein Werner, ſeien ausgegangen, hieß es. Sollte er noch länger in Ungewißheit ob der Erfüllung ſeiner Wünſche bleiben? Er mußte Helene heute noch ſprechen, aber wo ſie treffen? Ohne daß er es wußte hatte er ſeine Schritte dem Stadtpark zugelenkt; das Glück war ihm hold, er fand die Geſuchten und ſchloß ſich ihnen an, froh, in der Nähe der Geliebten zu ſein. Der Abend war mehr und mehr hereingebrochen, der Spaziergänger wurden immer weniger. Da gelangten ſie an den Teich, auf welchem einige Schwäne langſam und majeſtätiſch dahin ruderten. Helene hatte dieſe ſchönen Tiere bisher nur im Bilde geſehen, die kleine Geſellſchaft blieb deshalb bei dem Teiche ſtehen und beluſtigte ſich daran, wie die Schwäne ein Stückchen Brot nach dem andern verſchlangen, welche ein dabeiſtehender Knabe ihnen zuwarf. Eine Weile hatte das junge Mädchen unverwandten Blickes den ſchönen Tieren zugeſchaut, als ſie plötzlich bemerkte, daß die Mutter und Martha ſich ſchon entfernt hatten und nur noch Herr v. Feldheim an ihrer Seite war. Sie blickte ſuchend umher.

„Wo iſt meine Mutter?“ rief ſie erſchreckt.

„Die Damen werden einen Vorſprung haben, weil wir hier länger geſtanden“, ſagte Ernſt.

Schnell eilte Helene weiter, ihr raſches Atmen verriet ihre innere Unruhe; kaum vermochte Herr v. Feldheim zu folgen. Vergebens ſuchten ihre Augen die Verlorenen.

„Mein Gott, wo ſind ſie denn?“ rief das junge Mädchen, atemlos ſtehen bleibend.

„Sie ſind, ohne daß wir es bemerkt haben, in einen Seitenweg eingebogen“, ſuchte Ernſt die Erregte zu beruhigen.

„Kommen Sie, laſſen Sie uns ſie ſuchen“, drängte Helene.

„Wird dies bei den vielen Seitengängen nicht vergebliche Mühe ſein?“ warf Ernſt ein.

„Nein, nein, wir müſſen ſie finden“, rief das Mädchen geängſtigt mit tränenſchimmernden Augen.

Einen Augenblick lang ruhten die Augen ihres Begleiters auf ihr.

„Fräulein Werner, fürchten Sie ſich an meiner Seite?“ fragte er dann.

„Nein, aber Mutter und Martha werden mich ebenfalls vermiſſen und ſich ängſtigen.“

„Wiſſen ſie denn nicht, daß Sie unter ſicherm Schutz ſind?“ fragte Ernſt mit erregter Stimme. „Sollten ſie nicht wiſſen, daß ich lieber mein Leben verlieren, als dulden würde, daß Ihnen das geringſte Leid zugefügt würde?“

Helene ſchwieg und blickte ſchüchtern zu ihm auf.

„Ich würde ein glücklicher Menſch ſein, Helene, wenn ich ein Recht hätte, Sie das ganze Leben hindurchzu ſchützen,“ fuhr Herr v. Feldheim fort, die zitternde Hand erfaſſend. „Ich würde Sie behüten und ſchirmen wie ein Heiligtum, wie mein teuerſtes Kleinod.“

„Laſſen Sie uns die andern aufſuchen,“ unterbrach ihn Helene ängſtlich verwirrt und verſuchte, ihm die Hand zu entziehen.

„„Laſſen Sie mir dieſe Hand“, bat Ernſt, „laſſen Sie ſie mir für das Leben, werden Sie mein geliebtes, treues Weib, machen Sie mich zum Glücklichſten der Sterblichen.“

„Nein, nein, es kann ja nicht ſein“, rief das junge Mädchen verwirrt.

„Weshalb denn nicht? Können Sie kein Vertrauen zu mir faſſen, weil das Wörtchen „von“ vor meinem Namen ſteht? Ich erkenne ſolche Vorrechte der Geburt nicht an, halte den Adel des Herzens, der Seele höher, wie den der Geburt. Auch meine Mutter iſt, wie Sie wiſſen, eine Bürgerliche.“

„Der Standesunterſchied erweckt nicht die Bedenken, aber doch kann ich niemals Ihnen angehören,“ entgegnete Helene jetzt entſchieden.

„Mein Gott, warum denn nicht?“ fragte Ernſt.

„Weil ich vor Jahren ſchon mich mit dem lieben Gott verlobt habe und dieſem Gelöbnis treu bleiben werde“, ſagte das junge Mädchen feierlich.

„Sie eine Braut des Himmels?“ rief Herr von Feldheim erſtaunt und erſchreckt. „Wie kamen Sie dazu?“

„Sie kennen ja das unglückliche Verhältnis zwiſchen meinen Eltern, Herr v. Feldheim. Mein Vater verließ meine Mutter, als ich ein vierjähriges Kind war, und die Mutter mußte ſich allein unter fremden Menſchen ihren Unterhalt erwerben. Am Tage meiner erſten heiligen Kommunion habe ich Gott gelobt, den Freuden der Welt zu entſagen und ihm angehören zu wollen; hingegen möge er das Herz meines Vaters auf die rechte Bahn lenken und die Eltern verſöhnend zuſammenführen.“

„Niemand wird ein Gelöbnis, in ſolcher Jugend gegeben, für bindend halten“, ſagte Ernſt. „Sie wußten nicht, was Sie gelobten.“

„Ich aber halte mein Wort für bindend,“ entgegnete ſie, „denn es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, ſobald wie möglich eintreten zu können.“

„Wenn dies Ihr feſter Entſchluß iſt, Helene, dann muß ich mich fügen,“ ſagte der junge Herr bewegt und ſie bewundernd anſehend. „Da der Himmel ältere Rechte hat, ſo trete ich zurück. Sie wollen für das Glück Ihrer Eltern beten, o, dann ſchließen Sie auch mich mit ein, und Ihre Bitten zum Throne des Ewigen ſollen auch die meinigen ſein. Und weiß ich Sie nur glücklich, wird es auch mir nicht fehlen."

Da zog ein ſonniges Lächeln über ihr Geſicht und ſie ſagte mit klarer Stimme: „Ich bin glücklich im tiefſten Herzen, und was es wünſchet und betet, das mag Gott erfüllen."

Er nahm ihre beiden Hände und zog ſie an ſein pochendes Herz, ſah ihr tief in die ſchönen Augen und fand Ruhe, tiefen Frieden darin. Da wurde es ſtill auch in ihm. Jedes ſelbſtſüchtige Verlangen erſtarb vor dem reinen, frommen Ausdruck ihrer milden Schönheit.

„Leben Sie wohl, Helene, leben Sie wohl!"

Nach einigen Tagen ſchloſſen ſich die Kloſterpforten hinter der neueingetretenen, jungen Novize. Ernſt von Feldheim aber erklärte ſeiner Mutter, daß er kein Vergnügen an der diplomatiſchen Laufbahn habe, er ziehe vor, weiter zu ſtudieren.

„Und was denn, welches Fach wähleſt Du?" fragte ſie.

„Theologie," antwortete Ernſt.

XVIII.

Einſam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung;
Einzelne Wellen ſchlagen,
Rauſchen herauf die Sagen;
Herz, auch Du warſt jung.
Julius Groß.

Wieder ſind einige Jahre vergangen. Ein wolkenloſer blauer Himmel, wie er nur dem Süden eigen iſt, ſpannt ſich über die ſchöne große Stadt mit ihren Paläſten, den Türmen, mit den Gärten und Villen aus, welcher einen herrlichen Tag verſprach. In jenem Hauſe dort, an einer der belebteſten Straßen, öffnete ſich ein Fenſter und ein Mann mit gefurchter Stirn und matten, abgeſpannten Zügen wurde in demſelben ſichtbar. Die kühle Morgenluft umſpielte ſeine heißen Schläfe und die glanzloſen Augen zeugten von einer ſchlafloſen Nacht. Das zauberhafte Bild da unten ſchien ſeinen Blick zu feſſeln, denn lange blieben die Augen darauf haften. Der mächtige Strom lag vor ihm im hellen Frühlingsſonnenglanze. Wagen, Karren und Fußgänger bewegten ſich in dichtem Gedränge über die ſchöne große Brücke. Auf dem Quai riefen die Zeitungsträger, die Gemüſe- und Fruchtverkäufer ſchreiend ihre Waaren aus und von den hohen Türmen der nahen Kirchen läuteten die Glocken zur Frühmeſſe.

Wie Paul Werner ſo in den leuchtenden Morgen hinausblickte, zog es wie ein ſtiller Friede in ſeine Seele. Noch immer irrte er umher, von einem Land, von einer Stadt zur andern. Er hatte es vermieden, dieſe Stadt zu berühren, weil er vor Jahren hier ſeine Gattin ſo unerwartet geſehen, und doch hatte der geſtrige Abend ihn, einer unabweisbaren, geheimnisvollen Macht folgend, wieder hierher geführt.

Paul trat vom Fenſter zurück, denn ſoeben brachte ein Diener ihm den Morgenkaffee, und während er den behaglich ſchlürfte, vertiefte er ſich dabei in das Leſen der Zeitung. Plötzlich zuckte er zuſammen, das Zeitungsblatt in ſeiner Hand zitterte wie Espenlaub im Winde.

Von unten her drangen die Töne einer Drehorgel durch das offene Fenſter zu ihm herein. Paul kannte die Melodie, welche ſie ſpielte, recht gut, hatte er ſie früher doch ſelbſt oft geſungen. Jetzt fiel auch eine ſchrille Stimme mit ein, und

„Ach, wie iſt's möglich dann,
Daß ich Dich laſſen kann,
Hab' Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

hallte es durch die Morgenluft. Waren es die deutſchen Worte überhaupt, oder die Worte dieſes Liedes, welche ihn ſo erregten? Vielleicht wußte er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft darüber abzulegen. Er lehnte ſich in ſeinen Seſſel zurück und beſchattete die Augen mit der Hand, um ſich ganz ungeſtört ſeinen Gedanken hinzugeben. Ja, war er es denn wirklich geweſen, der vor langen Jahren dieſes Lied mit großer Begeiſterung, mit ſo tiefem, wahren Gefühl der Geliebten vorgeſungen? Es kam ihm vor, wie ein Märchen aus der Kinderzeit, wie ein Traum der Nacht. — Sein Herz pochte heftiger, ſie ſtanden wieder vor ihm, ſie tauchten aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hervor, dieſe ſchönen, unwiederbringlichen Jugendjahre! Hatte er ſelbſt einſt ſo warm gefühlt, ſo heiß begehrt? — Und jetzt? — Ergraut ſind ſeine Haare, erkaltet ſeine Bruſt. Doch nein, nicht ganz erkaltet, denn in Paul's Augen ſchimmerten Tränen, die Lippen öffneten ſich und ſummten leiſe:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt ſo weit, o, wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!"

(Fortſetzung folgt.)

Prinzeßchen.

15) Erzählung von Mrs. Hungerford. Autoriſierte Uebertragung von P. Wollmann. Nachdruck verboten.

„Sehr!" ruft ſie begeiſtert. „Ich hielt es kaum für möglich, daß ein kurzer Abend ſo viel Vergnügen in ſich ſchließen konnte. O ja, ich fühle mich außerordentlich glücklich."

„Das ſollſt Du, und mit Recht," ſagt er bitter. „Dir liegt die ganze Welt zu Füßen."

„Die ganze Welt? Eine großartige Behauptung."

„Nicht ſo übertrieben, wie ſie ſcheint. Jeder von uns hat ſeine eigene Welt, in welcher er Schmerz oder Freude erfährt; die Deinige iſt eine ſehr unterwürfige, ſie giebt ſich ganz Deinem Willen gefangen."

„Wirklich?" Sie lacht ein wenig, aber ohne Fröhlichkeit. „Und wer ſind meine Gefangenen?"

„Die Frage hätte ich von Dir nicht erwartet," ſagt er bitter. „Aber Du biſt ſo verändert, ſo verſchieden von der Couſine, die ich kannte, daß — — Tuſt Du ſie, um Deiner Eitelkeit zu genügen? Soll ich von Greene, von Kilgarriff reden, von —"

„Bitte, nein, wenn Du Dich intereſſant machen möchteſt. Ich weiß genau ſo viel von ihnen, als ich wiſſen möchte."

„Iſt das wahr, Nora? Iſt dieſer geringſchätzige Ton auch ehrlich? Darf ich wirklich glauben, daß ſie alle — daß auch Kilgarriff Dir nichts — gar nichts iſt?" —

„Warum ſollteſt Du irgend etwas Derartiges zu glauben ſuchen, unterbricht ſie ihn kalt, ihre großen, grollenden Augen auf ihn richtend. „Biſt Du mein Vormund, mein — mein Bruder, daß Du ſo ſprichſt?

„Du leugneſt alſo nicht," ruft er unbedacht aus, „daß jetzt zwiſchen Dir und Kilgarriff ein Einvernehmen beſteht!?"

Es liegt ſo viel leidenſchaftliche Angſt in ſeinem Ton, daß, wäre ihr eigenes Herz frei von Sorge geweſen, ſie ſeine Heftigkeit hätte entſchuldigen müſſen.

„Dies iſt ein Verhör," dem ich mich ganz entſchieden nicht unterwerfen werde!" ruft ſie mit zornigem Blick. Ihr Herz klopft wild und ſchmerzvoll; ſie fürchtet ſich vor ſeinen nächſten Worten und empfindet heftigen Unwillen darüber, daß er — verlobt und ohne Zweifel voll Liebe für eine andere, es wagen kann, ſie ſo zur Rede zu ſtellen.

„Es iſt wahr — ich habe kein Recht, zu ſprechen," äußert Delaney mit ſichtlicher Selbſtüberwindung. „Aber Du biſt ſehr jung, und ſo wenig Dir der Gedanke gefallen mag, ſo bin ich doch in gewiſſem Sinne Dein Beſchützer, wenigſtens, ſo lange Du hier biſt."

„Du biſt nicht mein Hüter, weder hier noch irgend wo. Du —" und ſie ſieht ihn feſt und kalt an — „biſt mir nichts. Bitte, erinnere Dich, daß ich unter dem Schutze meiner Tante, nicht unter dem Deinen ſtehe. Wenn ich anders dächte, würde ich keine Stunde länger unter dieſem Dache bleiben. Ich kann Dir nicht geſtatten, Dich in irgend welcher Weiſe in meine perſönlichen Angelegenheiten einzumiſchen."

„Selbſt nicht —"

„In keinem Fall," unterbricht ſie ihn mit hochmütiger Kälte. „Wenn Du nun endlich mit Deiner Vorleſung fertig biſt, möchte ich gern ins Haus zurückkehren."

„Ich bin noch nicht zu Ende!" fährt er zornig auf, noch beſonders gereizt durch ihren letzten böſen Blick. „Ich habe Dich noch zu fragen, mit welchem Recht Du mich ſo behandelſt, wie Du es tuſt. Worin habe ich mich etwa gegen Dich vergangen, daß Du nur noch unfreundliche Blicke und Worte für mich haſt? Vor einigen Wochen noch —"

„Still!" ſagt ſie leiſe aber gebieteriſch.

„Nein. Du ſollſt mich hören. Warum ſollte ich ſchweigen?"

„Ich warne Dich!" mahnt ſie in derſelben eindringlichen Weiſe.

„Und ich will nicht hören. Ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Du weißt — Du mußt es wiſſen, daß — wenn Du nur ein Wort ſagen wollteſt — ein einziges Wort —"

„Biſt Du von Sinnen daß Du ſo zu mir ſprichſt?" ruft ſie, vor ihm zurückweichend. In ihrem Blick liegt Schrecken, herber Vorwurf und noch mehr. Iſt es Verzweiflung? Sie lehnt ſich ſchwer an einen Baumſtamm und, ihre Arme rückwärts ſtreckend, erfaßt ſie denſelben wie zur Stütze. „Ich gebe nicht vor, Dich mißzuverſtehen, aber ich bin wirklich außer Stande, zu begreifen, warum, weshalb ich jenes Wort ſagen ſollte! Weißt Du es? Kannſt Du es mir ſagen?"

„Nora!"

„Nein, höre mich zu Ende, ein für allemal. — Es ſcheint mir, als wenn Du in einem Irrtum befangen biſt, den ich gern beſeitigen möchte. Iſt es denn etwa eine Lebensfrage für mich, das Ausſprechen „dieſes Wortes", welches Du zu erwarten ſcheinſt?" ſagt ſie mit kaltem Nachdruck. „Verlange ich ſo wahnſinnig danach, Dich frei zu ſehen, daß ich — o!" und ſie bricht plötzlich ab, als müſſe ſie erſticken, und macht eine leidenſchaftliche Bewegung, als wolle ſie etwas Verhaßtes von ſich ſchleudern. „Es iſt unerträglich!"

„Geh nicht zu weit!" ſagt Denis mit gepreßter Stimme.

„Zu weit kann ich nicht gehen," verſetzt ſie heftig. „Auch nur genug zu ſagen, dürfte ſchwer halten. Wer könnte Worte finden, die für ſolch einen Fall genügen! Hat mein Weſen, mein Benehmen, über welches Du Dich ſo ſehr beklagſt, Dich nicht begreifen gelehrt, daß — daß —"

„Was?" und er ergreift ihr Handgelenk.

„Daß ich Dich haſſe und verabſcheue!" ruft ſie in plötzlichem Zornesausbruch und reißt ſich von ihm los. Ihre Augen blitzen, ihre Lippen zucken. Nie, ſelbſt nicht in ihren lieblichſten Momenten iſt ſie ſo ſchön geweſen. Später erinnert er ſich deſſen und jedes einzelnen Reizes der berückenden Schönheit, aber in dieſem Augenblick iſt ſeine Bruſt ſo voll wilden Zornes, daß nur ein Gefühl, dem Haß ähnlich, dieſer der Liebe ſo nahe liegenden Leidenſchaft, zum Ausdruck gelangen kann.

„Iſt es Dir nie in den Sinn gekommen," ruft er „daß Du mich lehren könnteſt, dieſe Empfindung zu erwidern?"

„Tue das, und je aufrichtiger Du es damit meinſt, deſto lieber wird es mir ſein."

„So weit iſt es alſo gekommen. Offener Krieg von nun an zwiſchen uns beiden."

„Ich weiß nichts von dem „gekommen", von der Neuheit der Sache. Ich habe ſeit lange an Dich gedacht wie jetzt."

„In den alten Tagen in Ballyhinch auch?" Sein Ton iſt wieder ruhig geworden und ſeine Augen ſuchen mit herzlich bittendem Ausdruck die ihrigen.

„In Ballyhinch," ſagt ſie todesbleich, aber mit noch ebenſo gleichgültig kaltem Tone wie bisher, „glaubteſt Du, daß ich Dich liebte. Iſt es nicht ſo? Du dachteſt," und ſie lacht auf, „daß Du ein Held wäreſt, ein Weſen, aus einer anderen, aus der vornehmen Welt der Hauptſtadt — eine Wundererſcheinung in den Augen des kleinen einfachen Landmädchens mit dem die müßigen Stunden zu vertändeln es Dir gefiel. — Bekenne nun, daß Du mich damals nicht richtig erkannteſt, daß ich vielleicht ein einfältiges Mädchen vom Lande, aber jedenfalls nicht töricht genug war, niederzuknieen und Dich anzubeten."

O, wie ſie ſich ſelbſt verachtet, während ſie ſo ſpricht! Mit brennendem Schmerz muß ſie ſich ja geſtehen, daß ſie ihm in der Tat die volle erſte Liebe ihres jungen Lebens zu Füßen gelegt hatte. Sie atmet ſchnell, ihre Augen ſtrahlen in unnatürlichem Glanze und das Mondlicht liegt ſchmeichelnd über ihrer Geſtalt, als wüßte es, daß kein lieblicheres Bild in dem alten, ehrwürdigen Garten zu ſchauen ſei. —

Ihr kalter Hochmut, ihre berückende Schönheit erfüllen Delaney mit grenzenloſem Schmerz, aber auch mit unbezwinglicher Leidenſchaft. Er tut einen ſchnellen Schritt zu ihr hin und preßt ſie in die Arme, ihr Herz ſchlägt an dem ſeinen, ein Augenblick des Zögerns noch — dann küßt er ſie, wie er noch nie ein Weib geküßt hat, wie er nimmer eine andere küſſen wird.

Seine Arme löſen ſich — aber zu ſpät! Das Gefühl des Schreckens über ſeine Tat, die Gewißheit, daß dafür keine Vergebung möglich, überwältigt ihn ſo, daß er keine Worte finden kann, ſich zu entſchuldigen. Als er ſo ſtumm und reuevoll daſteht, vernimmt er leiſes Schluchzen und noch leiſer, kaum vernehmlich, Nora's von leidenſchaftlichſter Erregung faſt erſtickte Stimme: O, daß ich Dich töten könnte!"

Und dann läßt ſich ein leichter Fußtritt zur Rechten hören. Unwillkürlich erheben beide ihr Haupt und treten noch etwas weiter auseinander, als Fräulein Cazalet mit dem ihr eigenen langſamen, ſchwebenden Gang aus den dunkeln Schatten der Allee tritt.

Neunzehntes Kapitel.

„Iſt es eine Probe?" fragt ſie mit ſanftem Lächeln. „Wenn dem ſo iſt, ſo bedarf ſie kaum einer Wiederholung. Sie iſt von hinreißender Wirkung, und Ihr beide beherrſcht meines Erachtens Eure Rollen in wahrhaft vollendeter Weiſe."

Prinzeßchen, bleich wie der Tod, ſteht regungslos da. Wie viel weiß ihre Feindin? Was hat ſie geſehen?

Fürchten Sie nichts. Ich werde Sie nicht verraten," fährt Fräulein Cazalet fort und ſtarrt dabei ſie mit einem ganz abſcheulichen Lachen an. „Ich vermute, daß dieſe Ihre ſehr muntere Unterhaltung bis jetzt noch ein Geheimnis iſt, und ich werde nichts davon erwähnen, bis —. Sie haben ſie bisher ganz für ſich behalten? Wie klug von Ihnen!"

„Katharine!" beginnt Delaney.

„Nein, kein Wort. Wozu Erklärungen? Das Geheimhalten iſt in ſolchen Dingen die Hauptſache, nicht wahr? Sie ſind dann viel amüſanter; wenigſtens habe ich ſo ſagen hören — die Affaire ſoll dadurch eine gewiſſe Pikanterie gewinnen." Die höhniſche Inſolenz ihres Tones überſteigt bei dieſen Worten alles Maß.

„Es wäre beſſer, wenn Du mich anhörteſt," ſagt Delaney, dicht an ſie herantretend. Er iſt augenſcheinlich in höchſter Erregung, aber auch ein Schimmer von Hoffnung liegt auf ſeinen Zügen. „Wenn Du denkſt —"

„Gewiß nicht," unterbricht ſie ihn klüglich. „Aber wenn Du anzudeuten wünſcheſt, daß die außerordentlich bewegte Szene, deren Zeugin ich ſoeben wurde, keine Probe zu einem Luſtſpiel war, ſo fürchte ich, daß ihr ein ſehr ernſter Streit zwiſchen Dir und Deiner Couſine zu Grunde liegt." — Sie ſieht ſehr teilnehmend aus. — „Kann ich etwa als Vermittlerin dienen?" fragt ſie Nora, welche etwas erleichtert aufatmet. Vielleicht hat Katharine nur ihre letzten zornigen Worte gehört und weiß nichts von der Urſache welche dieſelben hervorrief.

„Ich denke nicht. Für mich allein, wie ich ſie begann, muß ich meine Fehde auskämpfen," ſagt ſie kurz. Dann fragt ſie: „Haben Sie niemand bei ſich?" durch dieſe ſchnelle Wendung, mit „Nein" antwortet, und als Fräulein Cazalet ein wenig überraſcht fährt ſie fort: „So können Sie mir Denis abnehmen." Dann macht ſie eine leichte Wendung und eine Sekunde ſpäter iſt ſie in der Dunkelheit verſchwunden.

Jetzt iſt es auch zu Ende mit Fräulein Cazalets angenommener Gleichgültigkeit. Mit durchdringendem und etwas verächtlichem Blick auf Denis ſagt ſie: „Du und Deine Couſine ſind beſſere Freunde als man mich glauben gemacht hat."

„Meine Couſine haßt mich," entgegnet er düſter.

„Was Du ſagſt! Ich würde das nicht geglaubt haben."

„Du vor allen anderen ſollteſt es glauben!" giebt er hitzig zurück. „„Du ſahſt mehr als Du vorgiebſt, Katharine; Du ſahſt alles."

„Alles! O nein!" ſagt ſie mit einem ſeltſamen Lachen.

„Du haſt wenigſtens genug geſehen, um überzeugt zu ſein, daß Nora in keiner Weiſe Tadel verdient, daß ich — ich allein —" ſchwer ſeufzend hält er inne, um dann die folgenden Worte mühſam herauszuſtoßen — „mich abſcheulich gegen ſie betrug."

„Ich denke nicht an ſie — an die Verletzung ihres feinen Gefühls," entgegnet ſie kalt, „ich denke an mich."

„Das weiß ich; ich begreife, daß Du Dich ſehr zu beklagen haſt. Ich kann ganz gut verſtehen, daß Du, nach dem, was vorgefallen iſt, wünſchen mußt, ein Ende zu machen —"

„Ich werde mit nichts ein Ende machen," unterbricht ſie ihn feſt. „Denkſt Du," und ſie richtet einen Blick auf ihn, der zärtlich ſein ſoll, „daß ich Dir nicht ſo viel vergeben könnte und daß ich mir nicht über dieſe unerquickliche Angelegenheit meine eigene Meinung gebildet habe? Ich glaube, daß Du durch eine vollendete Kokette, eine herzloſe Gefallſüchtige zu einer vorübergehenden Thorheit verlockt worden biſt!" Sie ſtößt die Worte ziſchend durch ihre zuſammengebiſſenen Zähne und ihre Augen glühen rachſüchtig.

„Ein Wort, Katharine," ſagt Delaney ernſt. „Du ſollſt nichts Verleumderiſches über meine Couſine ſagen. Erinnere Dich deſſen. Es iſt unmöglich daß Du ſo von ihr denken kannſt, nachdem Du Nora geſehen haſt."

Sie wirft ihre dünnen Lippen auf. „Ich habe meine eigenen Anſichten, wie ich Dir vorhin ſagte und ich überlaſſe es der Zeit, zu zeigen, ob ſie die richtigen ſind. Inzwiſchen," fügt ſie kalt hinzu, „wird es wohl von beſſerem Geſchmack zeugen, wenn Du Dich in meiner Gegenwart einer Verteidigung ihrer Perſönlichkeit enthielteſt. — Ich habe jedoch nicht die Abſicht, ſo geringfügiger Dinge wegen mit Dir zu ſtreiten. Komm, laß uns ins Haus zurückkehren."

(Fortſetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

18. März.

1733: Ch. Nicolai, Schriftſteller, geb. (Berlin). 1768: L. Sterne, Schriftſteller, †. (London). 1813: Fr. Hebbel, Dichter, †. (Cannſtadt). 1852: E. Raupach, dram. Dichter, †.(Berlin). 1876: F. Freiligrath, Dichter, †. (Cannſtatt). 1896: O. Roquette, Dichter, †. (Darmſtadt).

Aus Ostasien.

Man ſchreibt uns von fachmänniſcher Seite: Die Lage auf dem oſtaſiatiſchen Kriegstheater läßt, was die Operation zu Lande angeht, von ruſſiſcher Seite vorläufig irgend einen beſtimmten Aktionsplan nicht erkennen. Die Nachricht, daß die Operationsbaſis bei Charbin geſchaffen werden ſoll, ſtimmt mit der naturgemäß ſich außerordentlich langſam vollziehenden Heranbeförderung der Truppen und mit der Schwierigkeit der Verpflegung derſelben überein. Von noch größerer Wichtigkeit aber iſt der Umſtand, daß, wenn auch Proviant in genügender Menge ſich herbeiſchaffen ließe, es doch im Augenblick unmöglich iſt, für die in dem bevorſtehenden Landkriege für die Ruſſen wahrſcheinlich entſcheidende Waffe, nämlich die Kavallerie, in irgend wie genügender Weiſe zu ſorgen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Ruſſen erſt dann größere Kavalleriemaſſen nach dem Kriegsſchauplatz befördern oder in Aktion ſetzen werden, wenn im Lande ſelbſt durch Fouragierungen das nötige Futter für die Pferde aufgetrieben werden kann, was natürlich gegenwärtig vollſtändig ausgeſchloſſen iſt. In Zuſammenhang damit ſteht auch offenbar die mehrfach verbreitete Nachricht, daß das baltiſche und Mittelmeergeſchwader ſich Ende Juni zur Ausreiſe nach Oſtaſien vereinigen wird. Daß die Japaner über den Yalu hinaus mit einer größeren Truppenmaſſe nach Norden vorrücken werden, iſt bei der Beſchaffenheit der Wege unwahrſcheinlich. Die von den japaniſchen Truppen hergeſtellten Straßen würden bei einer Niederlage der Japaner nur den Ruſſen zu gute kommen. Wahrſcheinlicher iſt jedoch, daß die Japaner nach Weſten in die ſüdliche Mandſchurei einrücken und verſuchen, Port Arthur von der Landverbindung abzuſchneiden. Hieraus würde ſich möglicherweiſe eine internationale Frage ergeben, die nämlich, ob die Mandſchurei überhaupt als Kriegsſchauplatz angeſehen werden kann, oder ob ſie neutrales Gebiet iſt. Dies iſt jedoch eine Doktorfrage, auf welche einzugehen ſich vorläufig erübrigt. Unter allen Umſtänden konzentriert ſich im Augenblick das geſamte Intereſſe auf die Vorgänge bei Port Arthur und Wladiwoſtok. Die Einnahme von Port Arthur iſt mit Bezug auf den ganzen Feldzug für die Japaner eine Lebensfrage. Die Einnahme von Port Arthur würde aber wahrſcheinlich die gänzliche Zerſtörung der Hafenanlagen und Feſtungswerke im unmittelbaren Gefolge haben. Nur die völlige Vernichtung ruſſiſcher Flottenſtützpunkte in Oſtaſien, nicht aber ihre Beſetzung kann den Japanern einen Vorteil bringen. Es mag auf dieſe Eventualität jedenfalls hingewieſen werden, da ſie vom ſtrategiſchen Standpunkt aus überaus nahe liegt.

* **Der Frühling naht.** Noch iſt der ſtarre Winter nicht vorüber, noch drückt uns ſein Joch, und doch ſchreiten wir ſchon kräftig und unaufhaltſam auf der Leiter des Jahres Staffel für Staffel aus dem Winter heraus. Die erſten Veilchen, die auf den Straßen ſchon feilgeboten werden, erinnern uns an das Erwachen der Natur, an die ſchönen Lenzesfreuden, und laſſen uns die Hoffnung und den Mut wachſen. Wie lange noch, und alles grünt und blüht, und der Frühling iſt da! Die erſten deutlichen Anzeichen für die kommenden beſſeren Tage haben wir ſchon, es iſt das immer länger und länger uns beſcherte Licht des Tages. Am Morgen allerdings geht es nur ſehr langſam, bis ſich der Tag etwas erkenntlich früher aus den Federn erhebt, aber am Nachmittage merkt man es ſchon recht ſehr, wie die Sonne ſpäter und ſpäter verſchwindet. Ziemlich eine Stunde kann man bereits länger das Tageslicht genießen, und der Hausfrau ſtille Freude iſt es, wie das Petroleum der Familienlampe länger und länger andauert. Hoffen wir, daß die letzten Tage des Winters nicht etwa noch Eis und Schnee bringen.

CW. **Wer haftet beim Zuſammenſtoß zwiſchen Straßenbahn und Fuhrwerk.** Das Eſſener Landgericht beſchäftigte ſich dieſer Tage mit einem für weite Kreiſe beachtenswerten Prozeß; da in dieſem Rechtsſtreit die Frage erörtert wurde, wie weit die Straßenbahn beim Zuſammenſtoß mit Fuhrwerken haftpflichtig zu machen iſt, dürfte die Verhandlung insbeſondere für Fuhrwerksbeſitzer von Intereſſe ſein. Es ſei daher zunächſt folgender Tatbeſtand wiedergegeben: Am 14. Juli 1901 iſt in Wanne ein der Straßenbahngeſellſchaft Recklinghauſen-Herten gehöriger, in der Richtung Herten-Wanne fahrender Motorwagen mit einem Eiswagen der Wanner Exportbierbrauerei zuſammengeſtoßen. Bei dem Zuſammenſtoß ſind die zwei Pferde des Eiswagens getötet und letzterer ſtark beſchädigt worden. Die Brauerei führt den Unfall darauf zurück, daß der Motorwagenführer, entgegen einer Polizeiverordnung vor der Straßenkreuzung nicht geſchellt habe und zu ſchnell gefahren ſei. Infolgedeſſen ſei der Eiswagenkutſcher nicht rechtzeitig auf den Wagen aufmerkſam gemacht worden und habe ſeine Pferde vor dem Zuſammenſtoß nicht mehr halten können. Für den Schaden ſoll 1. der Wagenführer wegen eigenen Verſchuldens und 2. die Straßenbahngeſellſchaft für ihren Angeſtellten haften. Die Beklagten beſtreiten, daß der Unfall auf das Verhalten des Wagenführers zurückzuführen ſei; dieſer habe vorſchriftsmäßig geläutet und ſei langſam gefahren. Wohl aber ſei der Eiswagenkutſcher ohne jede Aufmerkſamkeit im Trabe gefahren und gegen den Motorwagen gerannt. Ferner habe der Führer die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet. — Die Klage wird geſtützt auf eine widerrechtliche Schadenszufügung ſeitens des Wagenführers, für die dieſer, wenn ſie auf ſein Verſchulden zurückzuführen iſt, aufzukommen hat, für die ferner der Geſellſchaft nach § 871 B. G. B. haftet, wenn ſie nicht den Nachweis ſorgfältiger Auswahl des Wagenführers erbringt. Das Gericht hat es für erwieſen erachtet, daß der Unfall zurückzuführen ſei auf zuſammenwirkendes Verſchulden des Motorwagenführers und des Eiswagenkutſchers. Als erwieſen gelte es ferner immerhin, daß der Motorwagenführer nicht vor der Kreuzung geläutet habe. Es dürfe ferner als erwieſen gelten, daß der Eiswagenkutſcher die nötige Vorſicht außer Acht gelaſſen habe, indem er an der Straßenkreuzung im Trab gefahren ſei. Alſo ſei jeder der beiden Mitverurſacher des Unfalls, und zwar ſchuldhafter Weiſe. Es ſei deshalb gemäß § 254 B. G. B. eine Schuldausgleichung anzunehmen, und zwar für den Führer zur Zahlung des halben Schadens zu verurteilen. Der Geſellſchaft ſei der nach § 831 B. G. B. befreiende Nachweis ſorgfältiger Auswahl gelungen. Die Klage ihr gegenüber ſei deshalb abzuweiſen.